

Text: Anja
Bengelstorff
Fotos:
Guillaume
Bonn (Kenia),
Phil Sharp
(London)

Kenias kluge Köpfe

Obwohl als Kinder zu schulischem Erfolg ermuntert, finden Frauen kaum statt in Afrikas intellektueller Elite. Vier Akademikerinnen begehren auf.

Sie war ein Schulmädchen in Nairobi. Und obwohl erst neun Jahre alt, las Rose Mutiso schon täglich die «Daily Nation» und den «East African Standard», Kenias wichtigste Tageszeitungen. Sie las von Nyiva Mwendwa, der ersten Ministerin in ihrem Land, und von deren Reise zur Uno-Weltkonferenz der Frauen in Peking. Die Zeitungen schrieben, dass Frauen dort Gleichberechtigung einfordern wollten – schoben aber boshaft hinterher, wie opulent die neue Ministerin sich kleide.

Rose war verwirrt. Ihre Mutter war Beamtin, die erste Frau aus ihrem Dorf mit einem Universitätsabschluss. Die Mütter ihrer Freundinnen hatten ähnliche Berufsbiografien. Warum nur äusserte sich das Land so herablassend über Frauen? Dann hielt

Hillary Clinton, damals First Lady der USA, in Peking ihre Rede. 21 Minuten lang. Jeder Satz ein Donnerrollen. Frauenrechte seien Menschenrechte. Man dürfe das eine nicht länger vom anderen trennen. «Ich spürte, ohne dass ich wirklich Worte dafür hatte, dass man Frauen ernst nehmen und respektieren müsse», erinnert sich Rose Mutiso. «Hillary Clinton war cool. Und meine Intuition war richtig: Frauen haben Potenzial.»

Im Internet ist Rose Mutisos Name heute von Titeln eingebettet. Rose hat einen Doktor in Physik; ihr TED-Talk über den Weg Afrikas aus der Energiearmut wurde fast zwei Millionen Mal angeschaut. Und sie ist CEO des Mawazo-Instituts, das sie 2017 im Alter von 32 Jahren mitgegründet hat. Das

«Frauen haben Potenzial»: Die Physikerin Rose Mutiso, Gründerin des Mawazo-Instituts



«Institut der Ideen», so die Übersetzung aus dem Kisuaheli, will junge Forscherinnen unterstützen, mit Stipendien, Fortbildungen und Führungskräfte-Trainings. Zugleich soll die Wissenschaft über das Institut den Weg aus dem Elfenbeinturm an die Öffentlichkeit finden, damit die hellsten weiblichen Köpfe in Ostafrika ihre Arbeit als Dienst an eben dieser Öffentlichkeit verstehen – und sich selbst als Mitgestaltende. Denn: Frauen sind in der Naturwissenschaft generell unterrepräsentiert – und afrikanische Frauen ganz besonders. So stellt der Kontinent zwar 15 Prozent der Weltbevölkerung, doch nicht einmal ein Prozent der weltweiten wissenschaftlichen Veröffentlichungen in den Bereichen Natur- und Ingenieurwissenschaften. Und nur ein Drittel aller in der Forschung Angestellten sind in Afrika Frauen, in Kenia ist es sogar nur ein Viertel. «Wenn es um Lösungen für einige der grössten Herausforderungen des 21. Jahrhunderts geht, fehlen unsere Stimmen ganz einfach», sagt Rose Mutiso. Nach Jahren in den USA, wo sie geforscht hatte und für den Kongress und das Energieministerium als Beraterin gearbeitet hatte, wollte sie – zurück in ihrer Heimat – diese fehlenden Stimmen finden. Und ihnen Gehör verschaffen. Im Grunde ist das Mawazo-Institut nichts anderes als Rose Mutisos Biografie in ein Konzept gegossen.

Wegen der Corona-Pandemie plant, organisiert und zoomt das zehnköpfige Mawazo-Team von zu Hause aus, ihre Büros in einem von üppigem Grün umgebenen Co-Working-Space im Norden Nairobis sind verwaist. Rose ist zurzeit in London daheim, wo sie mit ihrem Mann Charles, einem Finanzexperten, lebt. Corona hat ihr früheres Leben als Pendlerin durcheinandergebracht. Daher ein Online-Interview mit ihr statt einer Kaffee-Verabredung im Gartenrestaurant; in Kenia ist Sommer, das Leben findet im Freien statt. Auf dem Bildschirm erscheint Roses offenes Gesicht, wie immer ohne Make-up, die Dreadlocks schulterlang. Sie trägt einen gelben Pulli.

Als Schülerin hat Rose Mutiso nicht nur regelmässig Zeitungen gelesen, sondern auch jedes andere Schriftstück, das im Haus ihrer Eltern greifbar war, das Guinnessbuch der Rekorde etwa oder das Deutsch-Englisch-Wörterbuch ihres Vaters, der in Deutschland studiert hatte. Mit einem Buttermesser zerlegte sie in ihrer Freizeit Geckos, die jedes Haus in Nairobi bewohnen, «sie hatten blaue

oder grüne Venen, glaube ich». Ihre Eltern erwarteten von Rose und ihren fünf älteren Geschwistern Bestnoten. Kenianische, ja afrikanische Eltern generell bringen seit Generationen jedes Opfer, um ihren Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen – dies wird bis heute als einzige Chance auf ein besseres, von finanziellen Sorgen freies Leben betrachtet.

Dank ihrer guten Noten schaffte Rose es auf eines der besten staatlichen Mädchengymnasien in Kenia. In der ehemaligen britischen Kolonie sieht eine solche Institution bis heute schon von aussen aus, als wäre sie aus der Zeit und dem Kontinent gefallen: ein weitläufiges, von einer hohen Mauer umgebenes Grundstück mit einem eisernen Tor, gegründet vor mehr als hundert Jahren für europäische Schülerinnen. Drinnen eine weite Auffahrt, viel manikürtes Grün, Gebäude aus Ziegelsteinen, ein Schwimmbad. Einer durchschnittlichen öffentlichen Schule in Kenia ein paar Kilometer weiter fehlt es im Gegensatz dazu oft am Notwendigsten: an Klassenräumen, Unterrichtsmaterial, Lehrpersonen. Manchmal auch an Strom und Wasser oder einem Dach. Wenn es Nairobi nicht schon gäbe, müsste man diesen Ort erfinden, der den Begriff «Gegensatz» so fühlbar zum Ausdruck bringt.

Roses Gymnasium pflegte einen Austausch mit einem privaten Gymnasium in den USA, wo sie mit 15 Jahren ein paar Monate verbrachte; ein Wendepunkt, wie sie heute sagt. «Dort hörte ich zum ersten Mal von der Idee der Liberal Arts Colleges und ihrem Ansatz einer ganzheitlichen, humanistischen Ausbildung.» Dass Schüler:innen mit Lehrpersonen diskutieren können, war für Rose geradezu ein Schock. Sie belegte einen Kurs in Meereskunde, aus purer Neugier. Und lernte, wie man journalistische Kolumnen schreibt und wo man sich um Stipendien bewerben kann.

Mit einem Stipendium hat sie dann auch in den USA am liberalen Dartmouth College studiert und an der University of Pennsylvania promoviert. Obwohl sie sich seit ihrer Kindheit für Naturwissenschaften interessiert hatte, belegte sie anfangs beinahe willkürlich Kurse in anderen Disziplinen. «Ich war so hungrig nach Wissen. Gender-Studien, Geschichte der Wissenschaft, Geisteswissenschaften. Zu so vielem hatte ich vorher keinen Zugang. Nicht zuletzt wegen dieser Erfahrung bin ich zu der Person geworden, die ich heute bin.» Sie lernt, Essays

“Wir Töchter mussten täglich kochen und putzen. Die Brüder haben höchstens mal grilliert”

Rose Mutiso

zu verfassen, über wissenschaftliche Disziplinen hinweg und für sich selbst zu denken. Und im Universitätsprogramm Women in Science hilft sie als Praktikantin, Frauen für Naturwissenschaften zu begeistern.

Hätte ich all das erreichen können, wenn ich in Kenia geblieben wäre? Diese Frage beschäftigte sie. «Das Bildungssystem in Kenia hat viele Schwächen. Es ist schwer sowohl für Frauen als auch für Männer in der Wissenschaft, klar zu kommunizieren, unabhängig zu denken, international Netzwerke aufzubauen und sich effektiv zu positionieren. Wir bilden keine Fachleute aus. Es ist wirklich verrückt.» Bis heute dominiert in Kenia Frontalunterricht, von der Grundschule bis zur Universität. Stoff auswendig lernen und an Prüfungen wiedergeben. Den Lehrpersonen ist nicht zu widersprechen. Diskussionen sind unerwünscht.

Frauen mit Ambitionen sehen sich zusätzlich dem gegenüber, was Rose Mutiso als «fundamentalen Widerspruch» benennt: «Für meine Eltern war es das wichtigste, dass ihre Kinder, Jungen wie Mädchen, akademisch erfolgreich sind. Wir haben es alle auf die Universität geschafft. Und trotzdem hat die Gesellschaft diese starken kulturellen Erwartungen an mich. In Kenia können Frauen emanzipiert sein, aber trotzdem sind sie Gefangene traditioneller konservativer Normen.» Was bedeutet: einen Haushalt führen, Kinder aufziehen, sich dem Ehemann unterordnen. Zwar leben in vielen kenianischen Familien Haushaltshilfen. Doch in Roses Erfahrung arbeiten diese für die Männer im Haus, während die Töchter zudienen müssen. Bis heute fühlt sie sich ertappt, wenn sie vor dem Schlafengehen noch kurz Staub wischt. «Mein Mann schüttelt dann den Kopf. Es steckt einfach so tief drin. Meine drei Schwestern und ich mussten jeden Tag kochen und putzen. Meine beiden älteren Brüder haben höchstens mal Fleisch grilliert.»

Immerhin stärkt die kenianische Verfassung Frauen, die sich in öffentliche Ämter wählen lassen wollen: Nicht mehr als zwei Drittel des Führungspersonals einer öffentlichen Einrichtung dürfen

demselben Geschlecht angehören, was bedeutet, dass mindestens ein Drittel Frauen sein müssen. Das ist zwar noch nicht überall durchgesetzt, im Vergleich zu vielen anderen afrikanischen Ländern aber ein Fortschritt. Trotzdem gibt es Rose Mutiso zufolge auch solche Erfahrungen: «Eine wirklich talentierte junge Frau erzählte mir, dass sie ihren Ehemann für ein Masterstudium einschreiben musste, das sie dann praktisch an seiner Stelle absolviert hat. All das nur, damit der offizielle Bildungsunterschied nicht so gross ist, wenn sie ihren Dokortitel bekommt. Eine andere darf keine Nacht ausserhalb ihres Hauses verbringen. Das bedeutet, sie kann keine Feldforschung machen, keine Konferenzen besuchen, und all das nur, weil der Mann es so will.»

Nairobi baut noch eine Schnellstrasse, 23 Meter hoch, mitten durch die Stadt. Dabei hat sich schon vor Jahren beim Bau einer anderen Autobahn gezeigt: Mehr Strassen produzieren mehr Staus. Nairobis Bevölkerung wächst und wächst, weil viele Menschen in der Hauptstadt Jobs suchen. In ländlichen Gegenden haben sie oft kein Auskommen. Die Menschen in Nairobi brauchen ein funktionierendes öffentliches Transportsystem und erschwinglichen Wohnraum. Stattdessen entwickelt sich Nairobi von einer grünen Stadt mit Alleen aus lila blühenden Jacaranda-Bäumen in eine Stadt voller Wolkenkratzer-Baustellen und Luxus-Apartments, die leer stehen, weil niemand die Mieten bezahlen kann. An deren Stelle wuchsen früher oft Bäume, trafen sich Nairobis Familien sonntags zum Spaziergang. Heute riecht die Stadt vor allem nach Staub und Abgasen. Als Anwohner:innen sich dagegen auflehnten, dass ein hundert Jahre alter Feigenbaum der neuen Schnellstrasse weichen sollte, berichtete sogar die «New York Times» über ihren Protest. Der Baum blieb stehen. Seine Blätter sind staubig.

Auf den Fensterbrettern von Melisa Allela türmt sich der Staub der Schnellstrassen-Baustelle. Bagger röhren Tag und Nacht – und manchmal zerstückeln sie die Internetkabel der ohnehin schon geplagten Anwohner:innen. Kürzlich war Melisa Allela drei Tage lang vom Internet abgeschnitten,



«Virtual Reality ist die Zukunft»: Dozentin Melisa Allela, eine der ersten Stipendiatinnen des Mawazo-Instituts

annabelle No. 9/2021

eine Katastrophe für die Mediendesignerin, die sich mit virtueller Realität (VR) beschäftigt. Genauer gesagt mit der Frage: Wie lässt sich die afrikanische orale Erzähltradition – eine Gruppe Menschen sitzt um eine Feuerstelle und spielt ein Rede-Antwort-Spiel mit einer Person, die eine Geschichte erzählt – in eine interaktive Form übertragen? «Lineare Medien wie Video oder das geschriebene Wort können diese Erfahrung einfach nicht angemessen reproduzieren», betont Melisa Allela.

An ihrem Küchentisch, fünfzig Meter vom nächsten Kran entfernt, beschreibt sie ihr Promotionsprojekt. Über ihrem Computerarbeitsplatz in der Ecke hängt ein Schwarz-Weiss-Foto ihres Vaters, der früh verstorben ist. Beim Nachbarn muht eine Kuh gegen das Verkehrsrauschen vor dem Tor an. Fünf Katzen in diversen Farben und Altersstufen kommen und gehen. Melisas Redefluss will nicht enden. Sie hat diese Geschichte schon oft erzählt, aber ihre Augen leuchten. Melisa, 35 Jahre alt, gehört als eine von zehn jungen Kenianerinnen zu den ersten Stipendiatinnen des Mawazo-Instituts. «Mit den Techniken, die uns heute zur Verfügung stehen, können wir virtuelle Geschichtenerzähler:innen erschaffen: Sie können sich auf die Menschen einlassen, die das Angebot nutzen, so dass diese sich als Teil der Geschichte fühlen. Der Markt für dieses Material, sowohl in Afrika als auch in der Diaspora, ist riesig und unerschlossen. VR ist die Zukunft.»

Melisas Mutter hat nach dem frühen Tod ihres Mannes Melisa und ihre fünf jüngeren Geschwister allein aufgezogen. «Wir hatten keinen Fernseher zu Hause», erzählt die Tochter. «Aber Material zum Zeichnen war immer da. Kunst war meine Leidenschaft. Schon als Kind hab ich mich gefragt: Was kann ich noch aus dieser Zeichnung machen?» Neben ihrer Mutter seien es immer die Frauen gewesen, die sie gedrängt hätten, ihre selbst empfundenen Grenzen zu bezwingen. «Aber erst durch Mawazo fing ich an zu denken: Ich kann das. Diesen Beistand will ich unbedingt an meine Studentinnen an der Uni weitergeben. Wir brauchen Frauen in der Wissenschaft, einfach weil wir verschiedene Perspektiven brauchen.»

Könnte Rose Mutiso ihre Stipendiatin reden hören, würde sie kurz auflachen und dann wiederholen, was sie mir im Online-Interview gesagt hatte: «Die Überzeugung, dass Frauen mit am Tisch sitzen sollten, sowie meine Frage, wie mein Leben verlaufen wäre, hätte ich nicht in den USA die Ausbildung, die Verbindungen, die Freiheit gehabt, meiner

Neugier zu folgen, sind die Grundsteine für Mawazo. Wie können noch mehr Frauen die Zukunft unserer Gesellschaft mitbestimmen?» Bei einem virtuellen Netzwerktreffen war die dringendste Frage von Mawazo-Stipendiatinnen an ältere, erfahrenere Wissenschaftlerinnen: Wie bringe ich Familie, Arbeit und Forschung unter einen Hut?

Melisa Allela hat gerade ihre Dissertation an der Technischen Universität Kenia verteidigt, an der sie auch als Dozentin angestellt ist. Sie wird die erste Wissenschaftlerin in Ostafrika mit einem Dokortitel in Design mit Schwerpunkt auf Interaktiven Medien sein. Dass ihr Chef, ein in Deutschland promovierter Ingenieur, ihre Ideen unterstützt, versetzt sie in Begeisterung. «Es gibt so viel zu tun», diesen Satz sagt sie immer wieder, fast atemlos. In diesen Wochen wird sie zum ersten Mal Mutter, sagt aber jede Juryteilnahme, jede Kooperation zu, als sei ihre Energie grenzenlos. Die Unterstützung durch Mawazo, ist sie überzeugt, hat ihre Karriere beschleunigt: Mit dem Stipendium hat sie Equipment für die VR-Produktion gekauft, wissenschaftliche Zeitschriften abonniert sowie an einer Konferenz und einem VR-Hackathon teilgenommen. Als Konsequenz hilft ihr nun eine lokale Organisation mit einer Anschubfinanzierung für ihr Start-up, das afrikanische Geschichten, erzählt in virtueller Realität, produziert. Sie hat es mit ihrem Partner gegründet. Wenn das Baby da ist, wird es vielleicht Zeit für eine Haushaltshilfe.

Der Mangel an Ressourcen, so erklärte mir Rose Mutiso, sei neben dem intellektfreien Bildungssystem und dem Sexismus in der Gesellschaft das dritte grosse Hindernis für Wissenschaftlerinnen in Kenia auf dem Weg nach oben. «Es fehlt das Geld für die Schul- und Ausbildung, für die Forschung, es fehlt die finanzielle Sicherheit, um Risiken eingehen zu können, ein Job, der ein gutes Einkommen bietet. Es ist verrückt.» Ihr Lachen klingt ein bisschen traurig. Das Mawazo-Institut sei als Organisation zu klein, um das System ändern zu können. «Wir können nur ein paar Lücken füllen. Aber ändern muss sich etwas.»

Ein Freitag im März 2020. Eine Woche zuvor hat Kenia seinen ersten Corona-Fall registriert. Zu den Hauptnachrichten im Fernsehen begrüsst die junge Moderatorin ihren Gast: «Jetzt ist es Zeit für unsere Diskussion darüber, wie man sich vor Covid-19 schützen kann – und zwar mit meiner Kollegin, Doktor Mercy Korir.» Sie unterdrückt ein Kichern. «Gestern hast du uns den Rat gegeben: Do not

touch MEN: Mouth, Eyes, Nose.» Beide Frauen lachen. Das kommt an beim Publikum. Mercy Korir ist Kenias erste Wissenschaftsjournalistin. Ärztin, 33 Jahre alt. Innerhalb von drei Jahren hat sie es ohne journalistische Erfahrung und mit der Haltung «Was kann schon passieren?» von der Gesundheitsreporterin zur Ressortleiterin Gesundheit und Wissenschaft bei der Standard Media Group gebracht, Kenias zweitgrößtem privaten Medienkonzern. Die Abteilung, die Fernsehen, Radio, Print und Online bedient, gab es vor ihr nicht. Als Mercy Korir sich schon fragte, was sie beruflich als Nächstes tun könnte («Mir wird schnell langweilig»), kam Covid-19 nach Kenia. Ihre medizinische Ausbildung war gefragter denn je. Seither ist die junge Frau mit der tiefen Stimme und einer Ausstrahlung, die keinen Zweifel an ihrer Kompetenz lässt, die Expertin für das Virus und wissenschaftliche Themen überhaupt. Samstags moderiert sie eine einstündige Sendung im Fernsehen – zur Hauptsendezeit. Die Zahlen stimmen, der Sender ist zufrieden.

«Ich habe vier Jahre als Ärztin gearbeitet, in staatlichen und in privaten Spitälern», erzählt sie – den Laptop nur einen Handgriff entfernt – an ihrem freien Tag in einem Lokal mit dem teuersten Kaffee Nairobis gleich neben einer Autowaschanlage. Dort sei ihr klar geworden, wie entscheidend Informationen sind. Sie wollte Fernsehjournalistin werden: «Ich hab mir vorgestellt, ich könnte in fünf Minuten etwas präsentieren, das Millionen Menschen sehen, und mein Fachwissen würde etwas verändern.»

Den Verlagsleiter hat sie überzeugt. Und das, obwohl Gesundheit eher ein Frauenthema in Kenia ist – und gedruckte Tageszeitungen hauptsächlich von Männern über vierzig gelesen werden. Die Kollegen fremdeln noch. «Wäre ich ein Mann, würde es ganz anders aussehen. In der Redaktion dominieren Männer. Niemand sagt was, wenn sie Fehler machen. Ich bin da anders. Daher bin ich wohl nicht sehr beliebt.» Als Frau müsse sie extra hart arbei-

ten, um respektiert zu werden. Zudem würden viele sie als Ärztin und nicht als Journalistin sehen. «Ich gebe nicht auf. Ich habe dieses Ressort etabliert und ich will es wachsen sehen.»

Ohne Kamera wirkt sie noch reservierter als im Studio. Sie spricht überlegt und entschuldigt sich wiederholt, «ich rede zu viel», obwohl sie nicht zu viel redet. Mercy Korirs Gesicht ist in ganz Kenia bekannt, aber Nairobi zeigt sich von Berühmtheit unbeeindruckt. Menschen kommen und gehen, streifen sie aber höchstens mit einem kurzen Blick.

Ihren beruflichen Erfolg schreibt Mercy Korir ihrer alleinerziehenden Mutter zu. Und ihrem Ehrgeiz, immer die Beste sein zu wollen. «Wäre meine Mutter, die es nur bis zur Matura geschafft hat, nicht so kompromisslos hinsichtlich meiner Bildung gewesen, hätte ich nie mein Potenzial ausschöpfen können. Sie war unglaublich streng mit mir.» In Kenia trinkt man Tee oder Kaffee traditionell mit Milch. Tee oder Kaffee schwarz trinken zu müssen, ist ein Zeichen von Armut, beinahe von Versagen. Mercy Korirs Mutter hatte selten Milch im Tee, als sie aufwuchs. Ihren Kindern durfte das nicht passieren. Sie sollten zur Universität gehen können. «Ich will nicht sagen, dass wir arm waren», wiegelt ihre Tochter ab. «Aber an Mahlzeiten zu kommen, das war schon schwierig. Also hab ich noch härter gearbeitet, um da rauszukommen.»

Und was ist mit dem Potenzial anderer Frauen, warum sieht man sie nicht im Fernsehen? «Wir haben professionelle Frauen in Kenia, Expertinnen auf ihrem Gebiet, aber sie wollen nicht gesehen werden», so die Erfahrung der Journalistin. «Wenn ich sie um Interviews bitte, haben sie entweder keine Zeit oder sind nicht bereit. Eine sagte mir mal, ihre Frisur würde nicht gut genug sitzen.» Frauen würden sich in nichtöffentlichen Sphären wohler fühlen, in einer patriarchalen Gesellschaft wie Kenia wären Männer von erfolgreichen Frauen schnell eingeschüchtert. Und überhaupt: Was sollen die Leute denken?

“Wir haben professionelle Frauen in Kenia, Expertinnen, aber sie wollen nicht gesehen werden”

Mercy Korir

annabelle No. 9/2021



Muss extra hart arbeiten, um respektiert zu werden:
Die Ärztin und Journalistin
Mercy Korir



Expertin für Jugendsprachen und selbst keine, die ein Blatt vor den Mund nimmt: Die Linguistin Fridah Kanana

«Wir in den Medien sollten jedoch ganz bewusst Frauen vor die Kameras holen», sagt Mercy Korir. «Dann folgen auch andere. Frauen sollten keine Angst haben.»

Es war Ende der 1980er-Jahre, als Fridah Kanas Eltern den ersten Fernseher der Marke Sanyo ins Haus holten. Aus dem Kasten erfuhr die damals Zwölfjährige, wie ein Universitätsprofessor aussieht – in Schwarz-Weiss zwar, aber immerhin: Ein alter Mann im grauen, schlecht sitzenden Anzug, der einen über die Brille auf der Nase hinweg streng anschaut. Viel später, im zweiten Jahr an der Uni, wo sie Englisch und Literatur studierte, erschütterte ein kleines Beben ihre Welt. «Da kommt plötzlich diese junge Dozentin durch die Tür, zierlich, im kurzen roten Kleid», erinnert sie sich. «Sie war selbstbewusst, klug und ihr Unterricht mitreissend. Da wusste ich: Ich will Professorin werden.»

Weibliche Vorbilder waren rar im ländlichen Kenia, wo die heute 42-jährige Kanana inmitten von Teefeldern aufwuchs. Als ältestes von vier Ge-

schwistern und Tochter von Grundschullehrpersonen waren die Erwartungen an sie hoch. Vor allem ihr Vater, der als Hochbegabter aus ärmlichen Verhältnissen mit einem Stipendium ein Elite-Gymnasium besucht hatte, machte seiner ohnehin schon ambitionierten Tochter klar: Wenn du nicht hart arbeitest, hast du dein Leben verspielt. Ihr Bachelor-Studium bezahlte sie mit einem staatlichen Studienkredit. Bevor er pensioniert wurde, konnte Vater Kanana seiner Tochter noch einen Computer und Drucker kaufen, die sie an Mitstudierende vermietete. So finanzierte Kanana ihr Masterstudium. Mit 32 kehrte sie mit einem Dokortitel in Linguistik von einer deutschen Universität nach Kenia zurück; sie hatte für die Promotion ein Begabtenstipendium bekommen. Heute gilt sie als Expertin für afrikanische Jugendsprachen.

In Fridah Kanas Garten auf dem weitläufigen Campus der Kenyatta-Universität in Nairobi wachsen Spinatpflanzen in Plastikkübeln. Ihre Hühner legen honiggelbe Eier, sie sind die schmackhaftesten

„Mein Kind ist kein Hindernis, das hatte ich mir bereits geschworen, als ich schwanger war“

Fridah Kanana

in der Nachbarschaft. Niemand verlässt Kanas Haus ohne Gaben; Bananen frisch vom Strauch, Eier, ein paar Maiskolben. Im überfüllten Wohnzimmer stapeln sich Doktorarbeiten und Prüfungen zur Korrektur. Dazwischen erledigt Fridahs achtjährige Tochter Lara ihre Hausaufgaben. Deren Vater lebt die meiste Zeit in Deutschland. Dieses Jahr wird Kanana sich um eine Beförderung bewerben: zur Professorin. Endlich erfüllt sie die Voraussetzungen. Jung wird sie sein, diese Professorin. Und kurze Kleider tragen.

Die Kriterien dafür sind für Frauen und Männer dieselben. «Frauen mit Kind bekommen keine Pluspunkte», sagt sie. «Ich habe wegen Lara zwar ein paar Forschungsaufenthalte im Ausland nicht annehmen können, aber dank meines engen Freundeskreises, der Lara mitbetreut, kann ich meine Karriere verfolgen. Mein Kind ist kein Hindernis, das hatte ich mir bereits geschworen, als ich schwanger war.» Schon als Promovendin suchte sie aktiv nach Gelegenheiten, sich zu vernetzen. Sie wurde in die Global Young Academy aufgenommen, ein Netzwerk von 200 jungen Wissenschaftler:innen aus aller Welt, die dem akademischen Nachwuchs mehr Sichtbarkeit geben wollen. Sie fand Mentor:innen. Inzwischen schreibt sie selbst Empfehlungsschreiben für ihre Studierenden und bezieht sie in ihre Forschung ein. Pro Semester unterrichtet sie drei Klassen. Jede einzelne hat zwischen 400 und 500 Studierende.

Kanana ist keine, die ein Blatt vor den Mund nimmt. Als man ihr in einer Sitzung anbot, doch auch als Frau ein paar Worte zu sagen, hatte sie eine klare Antwort: «Das werde ich nicht tun, weil ich eine Frau bin, sondern weil ich etwas zu sagen habe.» Studierende klagen über ihre hohen Ansprüche; das Prüfungsamt der Uni weiss, dass sie beim Abnehmen der Examen streng ist. Sie gilt als schwierig, kompromisslos und als eine, die keine Autoritäten

fürchtet. Heimlich wird sie dafür bewundert. Es ist Kanana, die über Whatsapp Harambees organisiert, wie in Kenia Hilfsaktionen genannt werden, wenn Kolleg:innen Geld für medizinische Behandlungen brauchen. Oder Familien eine Beerdigung nicht bezahlen können. Über Wochen fährt sie täglich eine Kollegin zur Behandlung ins Spital. Und noch immer steht in ihrer Küche dieser Herd, der viel zu gross ist, so dass sich die Küchentür nicht richtig öffnen lässt. Seit Jahren schon.

Rose Mutisos Mawazo-Institut hat im Februar neue Stipendiatinnen ausgewählt. 43 junge Wissenschaftlerinnen, die dieses Mal aus ganz Ostafrika kommen. Eine neue Lernplattform bietet ihnen nun Kurse online an, der erste hat schon begonnen.

Die Strukturen sind etabliert. Das Institut läuft. Rose Mutiso hat sich in London ein paar Gedanken gemacht über sich, über ihre Zukunft. «Ich will mehr Balance in meinem Leben», sagt sie im Online-Interview. «Meine feministischen Überzeugungen sind so stark wie seit jeher, aber erfolgreiche Frauen müssen wegen der Karriere nicht den Verstand verlieren. Ich werde definitiv weiter Ambitionen haben, forschen, Wissenschaftlerinnen in Afrika unterstützen. Aber ich will nicht mehr die ganze Zeit arbeiten und unterwegs sein. Ich will mehr schlafen, mehr Entspannung, endlich Zeit, an meine eigene Familie zu denken.» Sie entdeckt, ganz allmählich, dass Kochen Spass machen kann, nachdem sie es als Kind immer für eine Mühsal gehalten hat.

«Ich dachte immer, ich bin ein Mädchen, aber ich kann alles erreichen, was ich will. Nichts sollte mich aufhalten, kein Mann, keine Familie. Ich habe mich hundert Prozent für die Karriere entschieden und ich bereue es nicht.»

Die amerikanische Feministin Betty Friedan hat geschrieben, eine Frau könne alles haben, nur nicht alles zur selben Zeit. Rose Mutiso hat sich mit dieser Philosophie angefreundet.